

BeBra
MINI

ULRIKE WIEBRECHT



MARLENE DIETRICH IN BERLIN

BeBra Verlag

Inhalt

- 5 — Marlene Dietrich: im Herzen Berlinerin
- 8 — Erziehung zur Preußin
- 18 — Beginn einer Karriere
- 48 — Geburt des Mythos
- 71 — Das innere Band

Marlene Dietrich: im Herzen Berlinerin

Auf einem der kleinsten Friedhöfe Berlins in der Stubenrauchstraße von Friedenau versteckt sich ein schlichtes, unscheinbares Grab. Die Aufschrift: »Hier steh ich an den Marken meiner Tage« und darunter »Marlene 1901–1992«. Im Mai 1992 wurde sie hier begraben. Mit ihrem Wunsch, hier die letzte Ruhe zu finden, bekannte sich Marlene Dietrich unmissverständlich zu Berlin und Deutschland. Nun war es an den Berlinern und den Deutschen, ihre Beziehung zu Marlene neu zu überdenken, denn an der Amerikanerin, die 1930 von Berlin nach Hollywood ging, um von dort aus die Welt zu erobern, schieden sich lange Zeit die Geister. Den einen galt sie als Vaterlandsverräterin, den anderen als mutige Antifaschistin, die sich für ihre Überzeugung mit aller Konsequenz eingesetzt hatte. Wie schwierig das Verhältnis zu Marlene Dietrich lange Zeit war, spiegeln die Diskussionen nach ihrem Tod wider. Einerseits haben sich die Bezirkspolitiker von Berlin-Schöneberg in unsäglicher Weise darüber gestritten, ob und mit welcher Straße die berühmte Tochter ihrer Stadt geehrt werden soll – bis endlich

mitten im neuen Berlin ein Platz auf ihren Namen getauft wurde. Andererseits hat das Land Berlin den Nachlass der Dietrich erworben, in einem eigenen Archiv aufgearbeitet und die interessantesten Stücke im Filmmuseum Berlin der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Es eröffneten Bars und Restaurants, die als Hommage an die Weltbürgerin aus Schöneberg gedacht sind, und im Renaissance-Theater kam mit *Marlene* eins der erfolgreichsten Berliner Theaterstücke auf die Bühne.

Doch warum klappten die Meinungen über die Jahrhundertfigur Marlene Dietrich so weit auseinander? Warum hat man sie in ihrer Heimat beschimpft, während sie im Ausland verehrt wurde? Und welche Beziehung hatte sie selbst zu Berlin und Deutschland? Diesen Fragen geht das vorliegende Buch nach. Es beschreibt den Weg von der Schöneberger Offizierstochter zum »Girl vom Kurfürstendamm«, das sich auf den Bühnen der Metropole zum »Blauen Engel« hinaufarbeitete. Es zeigt, dass die Dietrich zwar den größten Teil ihres Lebens außerhalb der Heimat verbrachte, aber dennoch Berlin und Deutschland verbunden blieb. Die deutsche Sprache, der Berliner Humor, die Schnoddrigkeit prägten sie ebenso wie die preußische Disziplin, mit der sie bis zuletzt die eigene Legende bewahrte.

Als Sängerin, selbst als Köchin wurde sie zur Botschafterin der deutschen Kultur. Außerdem vermittelte sie der Weltöffentlichkeit als »erotischste Deutsche« ein sehr viel sympathischeres Bild, als es diese vom »typischen Deutschen« je hatte.

Erziehung zur Preußin

»Ich kam aus gutem Hause. Ich wurde gut erzogen, mit guten Manieren und dadurch habe ich einen großen Vorteil gehabt.«

Das »gute Haus«, aus dem Marlene Dietrich kam, steht in der Leberstraße 65, früher Sedanstraße 53, und ist nur an einer kleinen Gedenktafel zu erkennen. Mitten auf der »Roten Insel«, einem von Eisenbahngleisen umschlossenen Viertel in Berlin-Schöneberg, wurde die »Blonde Venus« am 27. Dezember 1901 geboren. Die Eltern gaben ihrer Tochter den bezeichnenden Namen Marie Magdalene – eine Mischung aus heiliger Jungfrau und Hure –, nannten sie aber Leni oder Lena. Erst später experimentierte das Schulmädchen mit seinem Doppelnamen und zog ihn schließlich zu »Marlene« zusammen.

Die Mutter, Wilhelmine Elisabeth Josephine Felsing, stammte aus einer wohlhabenden Juweliersfamilie, die in Berlin mehrere Uhren- und Schmuckgeschäfte unterhielt. So hatte sie das entsprechende Vermögen für eine Ehe mitgebracht, die ihren sozialen Aufstieg bedeutete. Denn Marlenes Vater, Louis Erich Otto Dietrich, war ein eleganter, stattlicher Offizier, der als Polizeileutnant im vier-

ten Schöneberger Revier arbeitete. Zwar war das kein besonders hoher Posten. Dennoch genoss er als preußischer Beamter einiges Ansehen. Mit seiner strammen Haltung und dem Kaiser-Wilhelm-Bart war er ein typischer Vertreter der wilhelminischen Ära.

Im Gegensatz zu Berlin war Schöneberg zu jener Zeit noch ein bürgerliches Städtchen mit rund 90.000 Einwohnern vor den Toren der boomenden, kulturell brodelnden Industriemetropole. Dort wuchsen Marlene und ihre ein Jahr ältere Schwester Elisabeth in der Obhut von Gouvernanten auf. Noch bevor die beiden in die Schule gingen, wurden sie von Privatlehrern unterrichtet. Sie lernten Englisch und Französisch, Klavierspielen und alles, was zur Erziehung höherer Töchter gehörte. Dass sie nichts von diesem Weg ablenkte, darüber wachte vor allem die Mutter. Sie hatte sich ganz der Tugend und preußischen Pflichterfüllung verschrieben. Gefühle zu zeigen, verbot sich. Stattdessen hatte sie die militärische Disziplin noch mehr verinnerlicht als ihr Offiziersgemahl und versuchte, diese Werte auch an die Kinder weiterzugeben.

Das war für das kleine Mädchen nicht immer nachvollziehbar. Sie litt unter den strengen Regeln, versuchte wiederholt, sich der Kontrolle des »guten

Generals« zu entziehen. Aber gleichzeitig machte sie sich dessen Prinzipien zu eigen und sollte später in Anlehnung an Kants kategorischen Imperativ Freiheit als die »Erfüllung selbstaufgelegter Pflichten« definieren.

Der Vater spielte dagegen nur eine Nebenrolle. Da er früh starb, behielt Marlene nur ein verschwommenes Bild zurück: »Hohe, imposante Statur, Ledergeruch, glänzende Stiefel, Reitpeitsche, Pferde«. Als notorischer Schürzenjäger hatte Otto Dietrich der Mutter allem Anschein nach manchen Kummer bereitet und zeitweise auch getrennt von der Familie gelebt, bevor er 1907 mit nicht einmal 40 Jahren starb. Auch wenn Marlene ihn später idealisierte und sich aufgrund seines Status zeitweilig als Offizierstochter fühlte, kann sein direkter Einfluss auf die Erziehung nicht allzu groß gewesen sein.

Prägend war allerdings die Schule, die Marlene von 1907 an besuchte. Auch wenn sie diese Zeit in der Auguste-Viktoria-Schule in der Nürnberger Straße 63 zunächst als grausamen Zwang empfand, war sie eine unauffällige Schülerin, die gewissenhaft ihre Hausaufgaben machte und gute Noten bekam. Für ihre Französischlehrerin Mademoiselle Breguand hegte Marlene eine besondere Sympathie. »Sie vertrieb meine Einsamkeit, meine kindlichen

Sorgen, meine Traurigkeit. Sie verkörperte meine Wünsche und gleichzeitig deren Erfüllung. Ich verbrachte meine ganze freie Zeit damit, mir Geschenke für sie auszudenken ... Dank Mlle Breguand war die Schule kein Gefängnis mehr, sondern eine Art große Stadt, in der ich meine heimliche Liebe zu finden wusste.« Die Lehrerin spornte sie nicht nur an, mehr für Französisch zu arbeiten, das längst ihr Lieblingsfach war. Sie weckte in ihr auch eine lebenslange Liebe zu Frankreich.

Doch als der Erste Weltkrieg begann, war die Lehrerin plötzlich verschwunden – offensichtlich hatte sie als Vertreterin des feindlichen Nachbarn das Land verlassen müssen. Viel mehr nahm Marlene in den ersten beiden Kriegsjahren allerdings nicht wahr von den Ereignissen, die die Welt in Atem hielten. Was sie dagegen im Innersten bewegte, war unter anderem ihre elegante Tante Vally. Sie bewunderte deren Aussehen und mondäne Umgangsformen, die im diametralen Gegensatz zum zurückhaltenden Auftreten ihrer Mutter standen. Ansonsten ging Marlene ins Kino oder vergnügte sich auf der Eisbahn, die im Winter gesellschaftlicher Treffpunkt war und wo sich Jugendliche beiderlei Geschlechts in zwangloser Atmosphäre begegnen konnten. Auch beim Tanzunterricht streckte sie vorsichtig

ihre Fühler nach jungen Männern aus. Das Benehmen war inzwischen auch nicht mehr ganz so vorbildlich, wie es Elternhaus und Schule wünschten. »Ich hab' nun schon einen Tadel und fünf Rügen, ich hoffe stark, noch gut zu bringen in Betragen ...«, vertraute sie 1914 ihrem Tagebuch an.

Langsam rückte die Realität des Krieges in den Vordergrund, 1916 starb auch Marlenes Stiefvater Eduard von Losch. Ihre Mutter hatte den Offizier aus Dessau geheiratet, nachdem sie ihm einige Zeit – vielleicht aus ihrer materiellen Not als Witwe heraus – den Haushalt geführt hatte. Durch die Ehe war die Familie finanziell abgesichert. Aber es mochten für Josephine neben den materiellen Interessen auch Gefühle eine Rolle gespielt haben. Jedenfalls besuchte sie den Verwundeten an der Front, bevor er seinen Verletzungen erlag, und kehrte tief betrübt zurück. Marlene indes schien der Tod des Stiefvaters nicht besonders nahe gegangen zu sein. »Nun sind alle tot«, notierte sie lapidar.

Die Familie zog zeitweise nach Dessau, wo es Marlene besonders eintönig vorkam. Immer wieder flüchtete sie sich in Liebeleien, schwärmte für junge Männer, zum Teil auch für Frauen wie die Gräfin Gersdorff, die sie in Bad Liebenstein kennen lernte: »Gräfin Gersdorff, mein Herz brennt vor Liebe zu

Ihnen«, steht am 17. Juli 1917 in ihrem Tagebuch. »Sie denkt, ich hab sie gern, wie Lise sie gern hat, aber diesmal ist es Leidenschaft, tiefe, große Liebe«. Die leidenschaftlichen Gefühle waren allerdings nicht von langer Dauer. Es kamen und gingen immer wieder andere Menschen, an die sie ihr Herz verlor. Nur eine Person verehrte Marlene über mehrere Jahre hinweg: Henny Porten, Deutschlands ersten großen Filmstar. Sie trug deren Foto in einem Medaillon bei sich, schickte dem Stummfilmstar Postkarten, die sie selbst koloriert hatte, ließ sich Autogramme zurückschicken, verfolgte sie auf der Straße und wachte vor Portens Haus in der Kurfürstenstraße, das nicht weit von der damaligen Wohnung ihrer Mutter in der Tauentzienstraße 13 entfernt war. Einmal schenkte sie ihrem Idol auch rote Nelken, die sie von ihrem Taschengeld gekauft hatte. Ein anderes Mal brachte sie ihr ein Geigenständchen – und wurde zu einer Tasse Schokolade hereingebeten.

Während an der Front die Kämpfe tobten und die Lage immer katastrophaler wurde, nutzte Marlene, noch ohne es genau zu wissen, die Zeit, um sich auf die spätere Karriere vorzubereiten. Sie schulte ihr Auge nicht nur an Filmen, sie besuchte auch Theater- und Operaufführungen, sah die deutschen Klassiker, griechische Tragödien und

Ballettaufführungen im Schillertheater. Vor allem aber befasste sie sich mit Musik. Neben Klavier und Geige lernte sie auch Laute spielen und absolvierte den Instrumentalunterricht mit strenger Disziplin. Die Geige kristallisierte sich dabei immer mehr als Hauptinstrument heraus. Marlenes Mutter gab mehr als 2000 Mark für eine neue Violine aus, die offensichtlich den Grundstein zu einer professionellen Beschäftigung legen sollte. »Die Geige ist fein«, schreibt Marlene am 28. Juni 1917 in ihrem Tagebuch, »sie klingt ganz anders und ist viel kleiner. Ich werde also ausgebildet. Na, das kann ja noch niedlich werden mit dem Üben«.

Unterdessen machten sich Nahrungsmittelknappheit und sonstige Entbehrungen immer stärker bemerkbar. Die Stimmung im Land wurde düsterer. Das bekam auch Marlene zu spüren. »Das einzig Gute, was ich sagen kann zu dieser Zeit: Es gab keinen Zucker. Wir hatten alle gute Zähne«, resümiert sie später in ihren Memoiren und arrangierte sich mit den schwierigen Bedingungen. Nie würde sie sich als Opfer widriger Umstände begreifen. Dass sie selbst ihr Schicksal in die Hand nehmen, ihr Leben selbst bestimmen, es modellieren muss wie der Bildhauer den rohen Stein – das war die wichtige Lektion, die sie in diesen Jahren lernte.

Marlenes Hauptinteresse galt in dieser Zeit nicht etwa dem Kriegsgeschehen, sondern Flirts und Liebeleien: »Sonnabends und Sonntag küsse ich mich immer wieder satt für die Woche«, schrieb sie im September 1919. »Eigentlich müsste ich mich schämen; alle, die ich frage, ob mein Urteil über mich recht ist, bestätigen es: Zum Amüsieren, Küssen etc. bin ich gut, aber zum Heiraten!! Gott bewahre! Das kommt aber auch durch mein Benehmen ... Wo soll denn da auch die Achtung herkommen? Für meine grenzenlose Sinnlichkeit kann ich ja aber nichts«. Also schon jetzt von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt? Da schien Gefahr im Verzug, weshalb die Mutter Marlene ins Internat nach Weimar schickte.

In der Stadt, in der kurz zuvor die neue Verfassung verabschiedet worden war, sollte sie sich dem Geigenstudium widmen. Die 18-Jährige ordnete sich ohne Widerrede unter. Sie war sogar begeistert, denn Weimar war die Stadt einer ihrer großen idealen Lieben: »Während der letzten Schuljahre hatte ich begonnen, Goethe regelrecht zu vergöttern, und es ist kein Wunder, dass ich mein ganzes Leben lang sein Denken andächtig in Ehren gehalten habe«, schrieb sie später. Doch im Internat ging es alles andere als schwärmerisch zu. Die Vorsteherin, Fräulein Arnoldi, führte ein strenges Regiment und